

FRIEDRICH LENGER

Zum Abschluss der Max-Weber-Gesamtausgabe

Als vor einem knappen Jahrzehnt der letzte Bericht über den Fortgang der Max-Weber-Edition in dieser Zeitschrift erschien, schloss er mit der Hoffnung, ein nächster Bericht werde vom Abschluss dieses Großprojekts künden können.¹ Diese Hoffnung hat sich erfüllt, und diese Leistung ist umso beachtlicher, als von dem ursprünglichen, nach dem Tode Wolfgang J. Mommsens um Gangolf Hübinger ergänzten Herausgeberkreis nur Wolfgang Schluchter und Gangolf Hübinger noch leben, die in einer Reihe von Fällen überdies die Verantwortung für Einzelbände übernommen haben, für die einmal andere Herausgeber vorgesehen waren. Schaut man auf die Gesamtheit der während der letzten zehn Jahre erschienenen und zum Teil mit finanzieller Unterstützung ganz neuer Mäzene bearbeiteten Bände, dann kann zunächst mit Blick auf die erste und mit Abstand umfangreichste Abteilung der Max-Weber-Gesamtausgabe (MWG) – »Schriften und Reden« – gesagt werden, dass hier mit den Bänden zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften und zum Hochschulwesen sowie und vor allem mit der Edition der Früh- und der Spätfassung der »Protestantischen Ethik« schmerzhaft Lücken geschlossen wurden und die schon weit fortgeschrittene Herausgabe der im Umfeld von »Wirtschaft und Gesellschaft« entstandenen Texte zum Abschluss gebracht wurde. Die Briefbände der Abteilung II sind zu gut der Hälfte im letzten Jahrzehnt erschienen und decken jetzt zusätzlich die Zeit von den Jugendbriefen bis zum Ende des Jahres 1905 sowie die letzten drei Lebensjahre ab. Sie sind wie alle Weber-Briefe über die mehr als 500 Druckseiten in Anspruch nehmenden Register im abschließenden elften Band der Briefreihe erschlossen.² Dieser bietet zusätzlich die während der Editionsarbeiten gefundenen Briefe, von denen einige wenige schon als Abschriften Eingang gefunden hatten. Das sind nicht nur punktuelle Ergänzungen, sondern sie geben zu einzelnen Zeiten und Tätigkeitsfeldern wie insbesondere Webers Lazarettendienst während des Ersten Weltkriegs oder dem Verhältnis zu Kollegen wie Karl Bücher oder Ladislaus von Bortkiewicz weitergehenden Aufschluss zu Leben und Werk.

Die seit dem letzten Bericht an dieser Stelle erschienenen Briefbände überschneiden sich hinsichtlich der Chronologie mit den hinzugekommenen »Vorlesungen und

1 Vgl. Friedrich Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), in: Afs 51, 2011, S. 645–660, hier: S. 660; vgl. schon ders., Zum Fortgang der Max-Weber-Edition, in: Afs 36, 1996, S. 536–552, und ders., Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (II), in: Afs 43, 2003, S. 565–575. Seit 2013 ist der Berichtstatter Mitglied der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in deren Auftrag die Max-Weber-Gesamtausgabe herausgegeben wird. Da die Kommission seit diesem Zeitpunkt aber nicht mehr konkret mit der Edition befasst war, scheint eine Fortführung vertretbar, zumal Leserinnen und Leser leicht überprüfen können, ob sich die Grundperspektive des Berichtstatters auf das Gesamtprojekt verändert hat.

2 Max Weber, Briefe. Nachträge und Gesamtregister (Max Weber-Gesamtausgabe [im Folgenden: MWG], Bd. II/11), hrsg. v. Rita Aldenhoff-Hübinger/Edith Hanke, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2019, XXVI + 707 S., geb., 319,00 €.

Vorlesungsmitschriften« der III. Abteilung, deren neue Bände zwei Vorlesungen des jungen Nationalökonomens dokumentieren sowie die letzte von Max Weber überhaupt vollständig gehaltene Vorlesung aus dem Wintersemester 1919/20. Damit liegt eine Edition vollständig vor, die schon während ihrer Entstehung unser Bild von Leben und Werk Max Webers auf eine ganz neue Grundlage gestellt hat, teils weil sie der Weberforschung neue, vor allem briefliche Quellen zugänglich gemacht hat, teils weil sie ihr lange kaum rezipierte Werke wie seine ersten Arbeiten zu mittelalterlichen Handelsgesellschaften oder die Schriften zum Börsenwesen durch umfangreiche kontextualisierende Einleitungen und Apparate überhaupt erst erschlossen hat.³ Dass der dadurch beförderte Forschungsprozess sein Bild nur noch vielschichtiger und facettenreicher hat werden lassen, kann niemanden überraschen. Den anlässlich des 150. Geburtstags erschienenen Biografien und Handbüchern, die selbstverständlich eine je eigene Perspektive auf ihren Gegenstand bieten, wächst so auch die Funktion zu, einen ersten Zugang zu einem imposanten Gesamtwerk zu ermöglichen.⁴

Angesichts einer solchen Situation und in Anerkennung der Unmöglichkeit, die überbordende Sekundärliteratur anders als hochselektiv mit heranzuziehen, bietet sich eine chronologische Vorgehensweise an. Sie muss die »Jugendbriefe« an den Anfang stellen, wie Marianne Weber 1936 die von ihr herausgegebene Briefauswahl betitelt hatte, »welche die Zeit vom 13. bis 30. Lebensjahre umfaßt«.⁵ Zu sagen, dass diese sich nun verteilt auf zwei Bände in der Gesamtausgabe wiederfinden, wäre indessen ganz unangemessen. Denn hier sind nicht nur ganz andere Ansprüche an Vollständigkeit und Genauigkeit der Wiedergabe zugrunde gelegt sowie eine höchsten Ansprüchen genügende Kommentierung geboten, sondern es wird auch eine weit höhere Zahl von Briefen dokumentiert, und das nicht allein deshalb, weil Marianne Weber die an sie selbst gerichteten Briefe nicht in ihre Sammlung aufgenommen hatte. Und überdies scheint die nun für den ersten Briefband gewählte Beendigung der Jugendzeit mit dem Abschluss des Studiums auf den ersten Blick angemessener als Marianne Webers weites Ausgreifen.⁶ Nicht unmittelbar einsichtig ist dagegen, warum zwei überlieferte Kinderbriefe nicht aufgenommen wurden und warum die im Anhang wiedergegebenen und hochinteressanten Schülersaufsätze nicht um einen weiteren gleichfalls erhaltenen Aufsatz komplettiert wurden.⁷ Mit Blick auf die Entwicklung des zukünftigen Gelehrten könnte man sich beides sehr aufschlussreich vorstellen.

Wie tritt uns dieser nun in seinen Briefen gegenüber? Zunächst einmal als ungeheuer mitteilungsfreudig. Seiner »Berichterstattungspflicht« kommt er oft, meist wohl auch gern und sehr ausführlich nach (II/1, S. 519). Das ist, wie die Einleitung ausführt,

3 Vgl. dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (II), S. 565ff., sowie ders., Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 646f.

4 Hilfreich sind insbesondere Jürgen Kaube, Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Berlin 2014, und Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund (Hrsg.), Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Metzler Verlag, Stuttgart/Weimar 2014, XI + 425 S., geb., 59,95 €.

5 Max Weber, Jugendbriefe, hrsg. v. Marianne Weber, Tübingen 1936, S. III.

6 Max Weber, Briefe 1875–1886 (MWG, Bd. II/1), hrsg. v. Gangolf Hübinger in Zusammenarbeit mit Thomas Gerhards/Uta Hinz, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2017, XXII + 759 S., geb., 314,00 €; Zitate aus der MWG werden im Folgenden lediglich durch Nennung der Abteilung und des Bandes sowie der Seitenzahl nachgewiesen.

7 Vgl. die Einleitung und die editorische Vorbemerkung in: MWG II/1, S. 22f. und 601f.

für Bürgerkinder keineswegs ungewöhnlich, sondern Ergebnis eines angeleiteten Lernprozesses. Wohl nicht im selben Maße milieutypisch ist indessen die ausschließliche Adressierung seiner nicht vollständig überlieferten Briefe an Mitglieder der Familie. Der nur ein Jahr ältere Werner Sombart etwa korrespondierte als Gymnasiast und dann auch als junger Student intensiv mit einer ganzen Reihe von Freunden, nicht zuletzt weil ihn der Besuch eines Internats früh aus dem elterlichen Berlin fortgeführt hatte.⁸ Max Weber dagegen blieb nicht nur während der Schulzeit, sondern auch als Einjährig-Freiwilliger und als Student – ein Göttinger Semester ausgenommen – in der Nähe seiner Eltern oder der enger Verwandter. Mehr als 110 der insgesamt knapp 150 Briefe des ersten Bandes sind an seine Eltern gerichtet, wobei die Briefe an die Mutter nicht nur zahlreicher sind, sondern auch eine breitere Themenpalette berühren und eine größere emotionale Nähe zum Ausdruck bringen. Mit seiner religiös musikalischen Mutter diskutiert er die Schriften des liberalen Theologen William Ellery Channing oder tauscht sich mit ihr intensiv darüber aus, wie er, sie und weitere Mitglieder der Familie zu der Verbindung zweier weiterer Verwandter – Otto Baumgarten und seiner Cousine Emily Fallenstein – stehen (II/1, S. 567ff. und 366f.). An den Vater gerichtet schreibt er dagegen schon einmal: »Da dieser Brief wesentlich Geschäftliches etc. betrifft, so schreibe ich an Dich und behalte mir vor, der Mama auf ihren dem Packet einliegenden Brief später zu antworten.« (II/1, S. 550) Macht ihn das, sein bekanntermaßen spannungsreiches Verhältnis zu seinem Vater oder auch die Sorge der Mutter, die nicht davor zurückschreckt, von ihrem Neffen die an diesen gerichteten Briefe ihres Sohnes zu erbitten, aber schon zum »Muttersohn«, wie es im Untertitel der Weber-Biografie Dirk Kaeslers heißt?⁹

Interessant scheint mit Blick auf die Familienzentriertheit der weberschen Briefe nicht zuletzt, wie sich in ihnen ein ebenso weitgespanntes wie eng gestricktes familiäres Netzwerk konstituiert. In seinen Heidelberger Semestern ist der junge Max Dauergast bei Adolf Hausrath und dessen Frau, einer Schwester seiner Mutter. Und in Straßburg, wo er seinen Militärdienst ableistet, geht er bei Hermann Baumgarten ein und aus, der mit einer anderen Schwester seiner Mutter verheiratet ist. Die »Berichterstattungspflicht« erstreckt sich nicht allein auf die zahlreichen Treffen und gelegentlichen Ausflüge, sondern immer auch auf das Wohlergehen, die Entwicklung und die Lebensführung sämtlicher Verwandter. Hinzu kommen insbesondere während seiner Militärzeit Kommentare zu Land und Leuten: »Die Schattenseite an diesem Volke ist seine gräßliche Schmutzigkeit. Eine in dieser Beziehung widerwärtigere Bevölkerung als die von Zabern kann es kaum geben.« (II/1, S. 441f.) Sehr viel breiteren Raum nimmt die Politik im engeren Sinn ein, mit welcher der junge Max schon deshalb früh vertraut ist, weil sein Vater als bekannter liberaler Politiker oft einflussreiche Gesinnungsgenossen zu Gast hat, aber auch sein Onkel Hermann Baumgarten eine zentrale Rolle im Liberalismus seiner Zeit spielt. Erweitert über den Freundeskreis der Eltern –

8 Vgl. die von Friedrich Lenger, Werner Sombart (1863–1941). Eine Biographie, München 2012 (zuerst 1994), S. 30ff., zitierten Jugendbriefe, die nicht in: Thomas Kroll/Friedrich Lenger/Michael Schellenberger (Hrsg.), Werner Sombart. Briefe eines Intellektuellen 1886–1937, Berlin 2019, aufgenommen wurden.

9 Dirk Kaesler, Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie, München 2014; vgl. ebd., S. 184.

der mit seinem Vater befreundete Rechtshistoriker Ferdinand Frensdorf öffnet Max junior in Göttingen alle Türen – sind familiäre Verbindungen – Adolf Hausrath ist Prorektor der Heidelberger Universität – also früh förderlich. Damit soll nicht gesagt sein, der spätere Gelehrte sei auf Protektion angewiesen gewesen. Vielmehr zeigt er sich, insbesondere in den Briefen an seinen einige Jahre älteren Vetter Fritz Baumgarten, als belesener junger Mann, der wie andere Gymnasiasten seines Alters auch über »Cicero's Charakter oder Politik« urteilt und dabei auf Theodor Mommsens »Römische Geschichte« rekurriert (II/1, S. 126f.).¹⁰ Das ist zunächst einmal gar nicht untypisch und demonstriert lediglich eindrucksvoll, dass der bekanntlich zeitlich extensive Gymnasialunterricht in alten Sprachen mit einer so weitreichenden Immersion kaiserzeitlicher Abiturienten in Kultur und Geschichte der Antike verbunden war, wie sie heute unvorstellbar geworden ist. Das gibt den beiden bereits angesprochenen Schüleraufsätzen im Anhang besonderes Gewicht für die Frage, ob Weber schon als Gymnasiast in Sachen historischer Bildung deutlich aus der Schar seiner Mitschüler herausragte. Ohne zu wissen, ob etwa Theodor Mommsens Sohn Karl, mit dem Weber seine Abiturprüfungen ablegte, nicht ähnlich lange Aufsätze – im Druck jeweils gut 15 Seiten – verfasst hat, fällt eine Antwort schwer. Und über die konkreten Einflüsse, die etwa seine im Dezember 1879 verfassten »Betrachtungen. Über Völker-Charakter, Völker-Entwicklung und Völker-Geschichte bei den Indogermanischen Nationen« geprägt haben mögen, erfahren wir nichts, auch wenn seine Briefe gelegentlich über Lektüren Auskunft geben oder Bücherwunschlisten enthalten. Für die Studienjahre sieht es hier dann besser aus, weil seine Briefe zusätzlich die besuchten Lehrveranstaltungen kommentieren und so die Präferenzen des *can. jur.* deutlich hervortreten.¹¹

Unter dem enormen Selbstbewusstsein, das in den Aufsätzen und Briefen des Erstgeborenen zum Ausdruck kommt, dürfte sein Bruder Alfred wohl am stärksten gelitten haben. Gönnerhaft heißt es im August 1876 an die Mutter: »Alfred macht seine Arbeiten ganz gut.« (II/1, S. 36) Drei Jahre später berichtet der strebsame Max an den Papa: »[...] mir geht es in der Schule ausgezeichnet, nicht ganz so gut Alfred, dessen Extemporalia etwas schwach ausgefallen sind, hoffentlich geht es noch besser.« (II/1, S. 190) Und die direkt an seinen Bruder gerichteten Briefe verlieren ihren belehrenden Duktus bis in die zweite Studienhälfte des Älteren nicht (vgl. II/1, S. 590ff.). Besonders penetrant fällt dieser aus, wenn ein äußerer Anlass wie die Konfirmation Alfreds seinen Bruder motivieren, »als Bruder und Christ ein paar Worte zu sagen« (II/1, S. 405). Sehr viel häufiger sind es Geburtstage, zu denen von Sender und Empfänger Briefe erwartet werden, weshalb auch geringe Verspätungen von Entschuldigungen begleitet werden. Ganz grundsätzlich gehören zu diesen Erwartungen auch Annahmen über die Promptheit und den angemessenen Umfang einer Antwort. Im nahen persönlichen Verkehr wird damit nicht selten gespielt und die Reue über vergangene Versäumnisse in geradezu ritualisierter Art und Weise mit Beteuerungen zur Bedeutung des brieflichen Austauschs verbunden. Aber auch sonst lässt man Briefe nicht unbeantwortet.

¹⁰ Vgl. Lenger, Werner Sombart, S. 31, für einen völlig parallelen Beleg.

¹¹ Davon hatte schon Werner Gephart in seiner vorzüglichen Einleitung zu Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Die wirtschaftlichen Ordnungen und die gesellschaftlichen Mächte*. Nachlaß, Teilbd. 3: *Recht* (MWG, Bd. I/22-3), hrsg. v. Werner Gephart/Siegfried Hermes, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2010, XXIX + 813 S., geb., 319,00 €, S. 1–133, mit großem Gewinn Gebrauch gemacht.

So schreibt Max seiner Mutter aus Göttingen mit Blick auf seine beiden Schwestern: »Clara und Lili muß ich sagen, daß Fräulein Frensdorff sich in voriger Woche, wo ich bei ihnen war, aufs Äußerste gewundert hatte, daß beide noch immer nicht geantwortet hatten, hoffentlich haben sie es inzwischen gethan.« (II/1, S. 576f.) Derlei Konventionen sind für den jungen Max Weber etwas Selbstverständliches. Allenfalls mokiert er sich seiner Mutter gegenüber in durchaus amüsanter Art und Weise über den ungeheuren Zeitaufwand, der direkt oder indirekt durch die Einladung zu einem Ball bei einem seiner akademischen Lehrer verursacht wird (II/1, S. 579f.). Stets aber entspricht er den Verhaltenserwartungen und das auch, wenn sie von studentischen Verbindungen oder den Offizieren seines Ausbildungsregiments an ihn herangetragen werden. Sie finden ihren Niederschlag nicht zuletzt in häufigen Bitten um finanzielle Unterstützung: »So unangenehm es mir deshalb ist, so ganz kolossal teuer zu werden, muß ich doch schon wieder um möglichst schleunige Zusendung von Geld bitten, um nicht in die größte Verlegenheit zu kommen« (II/1, S. 371). Daran knüpft sich in sehr vorhersehbarer Weise der väterliche Vorwurf von »Leichtsinn und Verschwendung« (II/1, S. 445), der ebenso vorhersehbar bestritten wird, doch bleibt bemerkenswert, dass es für Ausgaben keine fixe Obergrenze zu geben scheint, damit für unabweisbar gehaltene Bedürfnisse befriedigt werden und das dafür benötigte Geld von den Eltern eingefordert wird.

Und von daher hat es auch seinen tieferen Sinn, dass Marianne Weber die Jugend ihres Mannes erst in dessen 30. Lebensjahr zu Ende gehen lässt. Denn so markiert nicht nur die Hochzeit mit ihr, sondern auch die zeitlich damit weitgehend zusammenfallende finanzielle Selbstständigkeit den Beginn des Erwachsenseins. Dass Weber, der nach dem Göttinger Semester bis zur Eheschließung wieder in seinem Elternhaus in Charlottenburg wohnt, diesen Einschnitt als ähnlich tief empfunden hat, ist überdeutlich. So schreibt er seinem Onkel Hermann Baumgarten, der seine Bewerbung um die Stelle eines Syndikus bei der Bremer Handelskammer kritisch kommentiert hatte: »Ich gestehe, daß ich nur mit Überwindung – so sehr mir sonst der wissenschaftliche Beruf naheliegt, – daran denke, vom abwartenden unbesoldeten Referendar und Assessor zum ebenso abwartenden und unbesoldeten Privatdozenten überzugehen.«¹² Aus dieser misslichen Lage befreit ihn erst die Übernahme der Vorlesung seines erkrankten Lehrers Levin Goldschmidt, die er Ende November 1892 gegenüber seiner jüngeren Schwester Clara gleichermaßen erleichtert wie ironisch kommentierte: »und wenn ich auch mit meinen 100 Zuhörern ein reicher Mann grade bin« (II/2, S. 288). Zehn Monate später heiratet er in sicherer Erwartung der im November 1893 dann auch erfolgenden Ernennung zum außerordentlichen Professor und es entbehrt nicht der Ironie, dass – wie man der vorzüglichen Einleitung entnehmen kann – der zwei Tage vor der Trauung unterzeichnete und für den so auf seine Eigenständigkeit bedachten Max Weber äußerst vorteilhafte Ehe- und Erbvertrag zwischen seinem Vater und dessen Bruder Carl David ausgehandelt worden war, der seinerseits der Großvater der zu verheiratenden Marianne Schnitger war. Eheschließungen, daran lassen die zahlreichen immer noch primär an Familienangehörige gerichteten Briefe des

12 Max Weber, Briefe 1887–1894 (MWG, Bd. II/2), hrsg. v. Rita Aldenhoff-Hübinger in Zusammenarbeit mit Thomas Gerhards/Sybille Oßwald-Bargende, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2017, XX + 683 S., geb., 289,00 €, S. 228.

zweiten Briefbands keinen Zweifel, finden in diesem sozialen Milieu häufig innerhalb weitgespannter und gelegentlich um befreundete Familien erweiterter Verwandtschaftsnetze statt, die von Frauen wie Maxens Mutter Helene organisiert und dirigiert werden. Ausnahmen werden dementsprechend kommentiert. So schreibt der soeben als Ordinarius nach Freiburg im Breisgau gezogene Max im Oktober 1894 an seine Mutter: »Wir müssen das Beste für G(öhre) hoffen, vielleicht führt ihn der Zufall in bessere Hände als er erwarten durfte.« (II/2, S. 573) Der nun endlich verlobte Paul Göhre hatte zu Beginn des Vorjahres Helene Weber wissen lassen, dass er Marianne Schnitger einen Heiratsantrag machen wolle, die, wie man der mustergültigen Kommentierung entnehmen kann, daraufhin Mutter Weber ihre Gefühle für Max gestanden hatte (vgl. II/2, S. 303, Anm. 1). Später nahm die Familie dann an, Maxens Schwester Clara sei – unerwidert – in Göhre verliebt, sodass Mutter, Max und Marianne allesamt erleichtert waren, als Ernst Mommsen, der jüngere Bruder von Maxens Mitschüler Karl, Clara Weber einen Heiratsantrag machte (vgl. II/2, S. 492f. und 499f.).

Im Falle der Verheiratung von Max und Marianne Schnitger ist es neben der »Neigung meines Freundes zu Dir«, wie der spätere Bräutigam in seinem ersten überlieferten Brief formuliert, »die ganze Schwere der Verantwortung, die ich, damals im Verkehr mit Mädchen noch ein halber Knabe, auf mich geladen habe«, die zunächst einer Verbindung im Wege steht (II/2, S. 302ff.). Das bezog sich auf seine Cousine Emmy, der er sich insbesondere während seiner Straßburger Militärzeit nahe gefühlt hatte. Und die nicht selten im Druck zehn Seiten langen Briefe, die er in dem Dreivierteljahr nach seinem Fortgang aus Straßburg an seine Cousine richtet, sind in der Tat von einer Vertrautheit und einem Einfühlungsvermögen geprägt, die den Briefen an seine Braut und dann Ehefrau eher fehlen. Die Beteuerung – »Die Briefe an Dich, mein Kind, sind die ersten, die mir nicht eine unerträgliche Last, sondern ein Vergnügen ausmachen« – wird von den Briefen selbst nicht gedeckt. Sie stammt vom 10./11. April 1893. Seit dem geplanten Antrag Göhres sind also gerade einmal vier Monate vergangen, doch ist allein noch unklar, »wann wir dann unsre Verlobung öffentlich machen« (II/2, S. 339f.). Weber präsentiert sich selbst in dieser Zeit als »seltsam viel reflectirender und in manchen Beziehungen über meine Jahre hinaus alt gewordener Bräutigam« (II/2, S. 356). Ein Dreivierteljahr nach der im September 1893 erfolgten Hochzeit heißt es dann auf das Verständnis der zehn Tage später als »groß und entsagungsvoll« Gepriesenen rechnend: »Aber Du mein Kind hast auf die Weise, und das war mir von Anfang an ein Hauptpunkt bei allen Bedenken, eben einen abnormen Mann bekommen.« (II/2, S. 565 und 557) – Zu diesem Zeitpunkt steht der Wechsel nach Freiburg, dessen langwierige Vorgeschichte der Band gut nachvollziehen lässt, und damit auch der Wechsel von der Jurisprudenz zur Nationalökonomie längst fest. Letzterer spiegelt sich in den Briefen wider, ist aber ohne den Rückgriff auf die ersten sechs Bände der »Schriften und Reden« nicht wirklich nachzuvollziehen. So spricht Weber im Februar 1893 zwar noch von sich und seinesgleichen als »wir Juristen«, doch entwickelt der Brief an Lujo Brentano, in dem er das tut, eben seine bekannten Urteile über die Agrarverhältnisse des ostelbischen Deutschland, mit denen er in dieser Zeit bekannt wird (II/2, S. 316).¹³ Was die Annäherung an die Nationalökonomie nach Ausweis der Briefe der frühen 1890er-Jahre indessen zusätzlich befördert, ist zweierlei: der Berufs-

13 Vgl. MWG I/3 und MWG I/4 sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition, S. 539ff.

alltag des Rechtsreferendars und Assessors, der Weber keinen Gefallen an dem Gedanken finden lässt, »an die doch relativ öde Juristerei geschmiedet« zu bleiben, und zum andern die regelmäßige Teilnahme an den Treffen jüngerer Berliner Nationalökonominnen und Historiker in den späten 1880er- und frühen 1890er-Jahren (II/2, S. 442). Politisch stand Weber in den frühen 1890er-Jahren der evangelisch-sozialen Bewegung nahe und konnte sich 1894 sogar eine Beteiligung an der Finanzierung von Naumanns »Die Hilfe« vorstellen (II/2, S. 569f. und 578f.). Das stand in keinerlei Widerspruch zu seinem ausgeprägten Nationalismus, der in seinen Agrarstudien ja längst deutlich zum Ausdruck gekommen war. Dem Sozialdarwinisten Otto Ammon schrieb er diesbezüglich Ende 1894, seine berühmt-berüchtigte Freiburger Antrittsvorlesung antizipierend, »daß die im Osten zur Zeit sich vollziehenden nationalen Verschiebungen Auslese-Erscheinungen sind« (II/2, S. 586).

Zunächst aber musste ihn mit Blick auf seine Lehrverpflichtungen die Frage beschäftigen, »wie ich die Sache bewältigen soll« (II/2, S. 413), denn mit zwei jeweils vierstündigen Vorlesungen und zwei weiteren zweistündigen Veranstaltungen hatte er ein herausforderndes Pensum in einem ihm in großen Teilen noch fremden Fach zu absolvieren (vgl. II/2, S. 537, Anm. 4). Von der in Freiburg erstmals gehaltenen Vorlesung über »Allgemeine und theoretische Nationalökonomie« liegt eine Edition der überlieferten Notizen und insbesondere der den Aufbau der Vorlesung dokumentierenden Handreichung für ihre Hörer seit einiger Zeit vor.¹⁴ Ohne grundsätzlich das Bild des werdenden Nationalökonominnen zu verändern, der wie andere seiner Generation auch zwischen der in Deutschland starken historischen Schule und der in Österreich dominanten Theorieorientierung zu vermitteln suchte, erschien dieser nach Ausweis der edierten Notizen doch als ein insbesondere mit der Geschichte des Fachs vertrauter Wissenschaftler. Für die zweite Freiburger Vorlesung über Finanzwissenschaft, deren partielle Rekonstruktion aus überlieferten Notizen sich als gleichfalls extrem schwierig erwies, fällt der Befund einigermaßen niederschmetternd aus. Schon im Vorwort charakterisiert der Bandherausgeber das Gebotene als »Standardüberblick, ohne aber eigene Akzente zu setzen.«¹⁵ Und der sorgfältige Abgleich der weberschen Exzerpte und Notizen belegt dann eindrucklich, dass dessen Grundlagen kaum über Adolph Wagners und Karl Theodor Ehebergs Standardwerke zur Finanzwissenschaft und einige Artikel des »Handwörterbuchs der Staatswissenschaften« hinausreichten. Das ist ohne Zweifel ein wichtiges Resultat und zudem eines, das den jungen Gelehrten menschlicher erscheinen lässt, aber eine wirkliche Begründung für die Aufnahme dieser Notizen in die Gesamtausgabe ist es nicht. Einige Jahre später scheut Weber sich indessen nicht, seinem Verleger Paul Siebeck auch bei der Rekrutierung finanzwissenschaftlicher Autoren Ratschläge zu geben.¹⁶ Ob das auf einer inzwischen erfolgten tiefergehenden Einarbeitung in die Materie beruht oder Weber

14 Vgl. MWG III/1 sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 647ff.

15 Max Weber, Finanzwissenschaft. Vorlesungen 1894–1897 (MWG, Bd. III/3), hrsg. v. Martin Heilmann in Zusammenarbeit mit Cornelia Meyer-Stoll, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2017, XIII + 443 S. (+ CD-ROM), geb., 194,00 €, S. VI.

16 Vgl. Max Weber, Briefe 1895–1902 (MWG, Bd. II/3), hrsg. v. Rita Aldenhoff-Hübinger in Zusammenarbeit mit Uta Hinz, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2015, 2 Halbbde., LIX + 1031 S., geb., 459,00 €, S. 631.

damit lediglich den im Fach kommunizierten Konsens weitergibt, muss allerdings offenbleiben.

Vor diesem Hintergrund kommt der von Weber seit seinem zweiten Freiburger Semester wiederholt gehaltenen Vorlesung über »Praktische Nationalökonomie (Volkswirtschaftspolitik)« besonderes Gewicht für die Gesamtbewertung der ganz den »Vorlesungen und Vorlesungsmitschriften« gewidmeten dritten Abteilung der MWG zu, während die Herausgeberin der beiden gleichfalls im Sommersemester 1895 erstmals gehaltenen Spezialvorlesungen hat zeigen können, dass diese entweder eine gewisse Originalität beanspruchen können oder doch zumindest tief in der vorhergehenden Beschäftigung mit Agrarproblemen in Vergangenheit und Gegenwart verankert waren.¹⁷ In jedem Fall ist Webers Bericht an seinen Bruder aus den ersten Wochen dieses Sommersemesters mehr als glaubhaft: »Auch jetzt noch schwimme ich ziemlich mühsam von einem Colleg-Tag zum andern« (II/3, S. 77). Und auch das etwas frühere Bekenntnis gegenüber Adolph Wagner ist wohl nicht nur kokettierend gemeint: »[I]ch betrachte mich auf 9/10 des Gebietes, das ich vertreten soll, als Anfänger« (ebd.). Das galt auf dem Gebiet der Volkswirtschaftspolitik sicherlich etwas weniger als im Bereich der Finanzwissenschaft. Denn hier konnte Weber, wie Hauke Janssen in seiner Einleitung zu den von ihm edierten Vorlesungsnotizen zur »Praktischen Nationalökonomie« deutlich macht, zumindest punktuell immer wieder auf eigene Arbeiten zurückgreifen und Material aus aktuellen Vorträgen in die Vorlesung hineinziehen.¹⁸ Gleichwohl bilden auch hier Handbuchartikel die erkennbaren Ausgangspunkte der weberschen Vorlesungen. Den Versuch Hauke Janssens, aus den einzig überlieferten Notizblättern hierzu ihren Aufbau und Ablauf zu rekonstruieren, kann man als Exempel entsagungsvoller Editionsarbeit nur bewundern. Denn nicht einmal ein Inhaltsüberblick oder eine Gliederung aus Webers Hand sind überliefert. Und die erhaltenen Stichwortsammlungen sind nicht nur äußerst knapp und spröde, sondern waren auch einem im Einzelnen nicht nachvollziehbaren Prozess wiederholter Überarbeitung während der zweiten Hälfte der 1890er-Jahre unterworfen, was durch eine synoptische Anordnung der Varianten dokumentiert wird. Ihr Inhalt wird vom Bandherausgeber in seiner Einleitung kundig auf zeitlich parallele Arbeiten Webers bezogen, aber man wird kaum sagen können, dass die Vorlesungsnotizen das Bild des jungen Weber groß verändern. Janssen sieht in ihnen »Vorboten, die auf das Webersche Denken nach seinem Zusammenbruch hinweisen« (III/2, S. 75). Aber es bleibt doch fraglich, ob ein solches – von Fall zu Fall unterschiedlich fassbares – Ergebnis den Aufwand lohnt oder ob nicht der Handvoll Hyperspezialisten, die anhand solcher Textspuren Detailfragen klären wollen, die Lektüre der Originalnotizen zuzumuten wäre.

Angesichts der beträchtlichen Lehrbelastung ist es überraschend, dass die Briefe der Freiburger Jahre, wie Rita Aldenhoff-Hübinger in ihrer gewohnt kundigen Einleitung zu dem entsprechenden, den Wechsel nach Heidelberg mitumfassenden Band

17 Vgl. MWG III/4 und MWG III/5 sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 650ff.

18 Max Weber, *Praktische Nationalökonomie. Vorlesungen 1895–1899* (MWG, Bd. III/2), hrsg. v. Hauke Janssen in Zusammenarbeit mit Cornelia Meyer-Stoll/Ulrich Rummel, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2020, XIV + 793 S. (+ CD-ROM), geb., 389,00 €, S. 1–75.

schreibt, ein reges geselliges Leben ebenso dokumentieren wie eine ausgedehnte Vortrags- und Publikationstätigkeit (vgl. II/3, S. 1–41). Übereits zeigen sie den jungen Gelehrten wiederholt als Reiseschriftsteller, was sich dem Umstand verdankt, dass hinsichtlich des heimischen Alltags Ehefrau Marianne der Berichtserstattungspflicht an Mutter Helene nachkommt, auf Reisen aber Ehemann Max diese Aufgabe übernimmt.¹⁹ Ihr schreibt er im September 1897 aus dem Baskenland gegen Ende eines mehr als sieben Druckseiten in Anspruch nehmenden Briefes: »Du nimmst mit Unrecht an, daß es mir ein ›Opfer‹ sei, es ist die bequemste Zeitausfüllung nach dem Abendessen sich in geschwätziger Breite über das Erlebte zu ergehen, das Einem selbst dabei noch einmal deutlich wird.« (II/3, S. 433)²⁰ Und zu den so entstandenen »Ergüssen« gehören äußerst lesenswerte Landschaftsbeschreibungen ebenso wie gewohnt drastische Charakterisierungen ihrer Bewohner. Aus Irland etwa heißt es im September 1895: »Eine ähnl(ich) schauerhafte Rasse giebt es sonst kaum wieder. D(ie) Polen sind mir unendlich lieber.« (II/3, S. 136) Aber nicht deshalb freut er sich einige Tage später, dass die Reise zu Ende geht. Vielmehr schreibt er seinem Vetter Fritz Baumgarten: »Ohne Arbeit zu existieren ist uns doch – und das ist auch gut so – nur kurze Zeit möglich. Ich werde künftig ›Erholungsreisen‹ nicht mehr machen, sondern nur so, daß ich meine Arbeiten damit verbinde resp. umgekehrt.« Und er fügt eine nicht realisierte Prognose an, die zum Nachdenken darüber anregt, welche Arbeitspläne Weber mit ihr verband: »Sie werden mich oft genug nach England einerseits und in die Florentiner Archive andererseits führen.« (II/3, S. 146)

Wenn nicht auf Reisen oder durch die Arbeit an seinen Vorlesungen in Anspruch genommen, engagiert sich Weber sowohl allgemein- und sozialpolitisch als auch hochschulpolitisch. So setzt er in Freiburg eine eigenständige Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät durch und verschafft dadurch seinen und anderen Doktoranden fairere Promotionsbedingungen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, gleich ob sie Agrarfragen oder das Börsenwesen behandeln, sind stets von unmittelbarer politischer Relevanz. Bei der bereits erwähnten Antrittsvorlesung des Mitglieds der Freiburger Ortsgruppe des »Alldeutschen Verbands« liegt das auf der Hand (vgl. II/2, S. 19). Aber auch die Börsenthematik ist ja auf das Engste mit den Auseinandersetzungen um eine agrarische oder industrielle, eine schutzzöllnerische oder freihändlerische Zukunft des Deutschen Reichs verknüpft. So schildern seine Berichte von den Verhandlungen des provisorischen Börsenausschusses im Reichsamt des Innern denn auch vor allem Konflikte mit den Vertretern agrarischer Interessen (vgl. II/3, S. 227–233). Und auch seine kämpferischen publizistischen Beiträge zur aktuellen Politik spiegeln sich immer wieder in seinen Briefen, während sein gegenüber seinen Berliner Jahren intensivierte Eintreten für Friedrich Naumann und seine Mitstreiter von Ambivalenz geprägt ist: auf der einen Seite unverbrüchliche Solidarität, die auch in beträchtlichen Geldzuwendungen Ausdruck findet, auf der anderen Seite die Verzweiflung über die

19 Die Edition berücksichtigt das dadurch, dass die Briefe Marianne Webers an ihre Schwiegermutter in der Kommentierung ebenso breite Berücksichtigung finden wie ansonsten die Gegenkorrespondenz zu den Briefen von Max.

20 Der Brief ist zusammen mit vielen anderen jetzt auch bequem zugänglich in: Max Weber, *Ausgewählte Briefe*, Bd. 1: Reisebriefe 1877–1914, hrsg. v. Rita Aldenhoff-Hübinger/Edith Hanke, Tübingen 2019.

zur Politik unfähigen »Kinder« (II/3, S. 237; vgl. ebd., S. 893–897). Während Weber im Börsenausschuss aktiv ist und die Gründung des »Nationalsozialen Vereins« begleitet, weiß er indessen schon von der Möglichkeit seiner Berufung nach Heidelberg. Deren Bewertung gegenüber seinem Onkel Adolf Hausrath enthält eine interessante Einschätzung seines Freiburger Wirkungskreises:

»Ich selbst weiß kaum, ob ich mir eine Berufung wünschen soll. Dies, weil ich die Wahl, vor die ich damit gestellt werde: – hier zu bleiben und mich weiter politisch zu bethätigen, so weit dazu Gelegenheit und Anlaß ist – oder eine große Stellung anzunehmen und damit »natürlich« die Verpflichtung zu übernehmen, auf alle andre Wirksamkeit zu verzichten – gern noch auf eine Anzahl Jahre hinausgeschoben hätte.« (II/3, S. 217)

Gleichwohl nahm er die »große Stellung« zum Sommersemester 1897 an, fühlte sich aber nach Ausweis seines Gesundheitszustands schon nach einem Jahr dieser Herausforderung nicht gewachsen. Zuvor aber organisiert er noch – den Usancen der Zeit entsprechend – seine Nachfolge in Freiburg. Sein Eintreten für Werner Sombart in diesem wie in anderen Fällen ist seit Langem bekannt, und doch erlaubt die umfassende Edition der einschlägigen Briefe Webers hier wie bei späteren Berufungsangelegenheiten wichtige Einblicke in die bei Besetzungen wirksamen Machtstrukturen. Koryphäen des Fachs wie Karl Bücher, Lujo Brentano oder Adolph Wagner werden um Rat gebeten und dann über den weiteren Fortgang des Verfahrens informiert, aber all das in einer Weise, die ihren Einfluss und ihre persönlichen Interessen zu kontrollieren sucht. Dergestalt quasi fachöffentlich werden Berufungsangelegenheiten auch leicht presseöffentlich und führen zu Zeitungskontroversen, bei denen sich Fachwissenschaftler keineswegs zurückhalten. Adressat der Presse sind nicht zuletzt die berufenden Ministerien, die dem professoralen Einfluss Grenzen setzen, während dieser nahezu unbegrenzt erscheint, wenn es um die Möglichkeit geht, eine Karriere zu blockieren. Webers Gutachten über den in Heidelberg habilitierten Carl Kindermann etwa fiel so vernichtend aus, dass an eine spätere Berufung nicht zu denken war (vgl. II/3, S. 626ff.). Neben gutachterlicher Tätigkeit scheinen auch ganz banale Fragen wie die Umgestaltung der Türen im Heidelberger Volkswirtschaftlichen Seminar im Briefwechsel auf (vgl. II/3, S. 313f.). Eher am Rande spielt dagegen der Kern der wissenschaftlichen Arbeit Webers in den späten Freiburger und frühen Heidelberger Semestern in den Briefen eine Rolle: die beiden ersten Fassungen des Handbuchartikels über Agrarverhältnisse im Altertum sowie die verschiedenen nicht realisierten agrarpolitischen beziehungsweise agrarhistorischen Buchprojekte. Hier ist, wie bereits ausgeführt, der Rückgriff auf die entsprechenden Bände der »Schriften und Reden« unerlässlich, zu denen die Einleitung den Weg weist.

Was indessen in den Briefen der Jahre 1895 bis 1902 durchgängig hervortritt, ist der Doktorvater Weber, der auch in den von schwerer Krankheit überschatteten Jahren kaum müde wird, für seine Schützlinge einzutreten und den Druck ihrer Arbeit in den von ihm mitherausgegebenen »Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der Badischen Hochschulen« zu forcieren. An ihren Karrierenöten nimmt er regen Anteil und für ihre pekuniären Interessen setzt er sich in der Korrespondenz mit Paul Siebeck massiv ein, dabei nicht selten bereit, im Zusammenhang der Drucklegung der Dissertationen entstehende Kosten zum Teil selbst zu übernehmen. Es ist also nicht die Lehrtätigkeit im

(Doktoranden-)Seminar, zu der Weber sich zunehmend nicht mehr im Stande sieht, sondern es sind, wie es in seinem ersten Entlassungsgesuch vom 7. Januar 1900 heißt, die großen Vorlesungen, »die Abhaltung der an bestimmte Stunden fest gebundenen Collegia«, durch die er sich überfordert fühlt (II/3, S. 714). Zu diesem Zeitpunkt hatte die von dem Heidelberger Psychiater Emil Kraepelin am Ende des Wintersemesters 1897/98 diagnostizierte »Neurasthenie« wiederholt die Befreiung Webers von seinen Lehrverpflichtungen erzwungen, und das Großherzogliche Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts sollte ihn auch in der Folgezeit äußerst großzügig behandeln, bis es letztendlich doch seiner Versetzung in den Ruhestand zum 1. Oktober 1903 zustimmte. Die Einleitung referiert die medizin- und psychiatriegeschichtlichen Deutungen von Webers Erkrankung, die auch auf einer Auswertung der ärztlichen Atteste beruhen, doch eignet den angebotenen Erklärungen für Webers Erschöpfung, für Schlaflosigkeit und Reizzustände wie für die wiederkehrenden nächtlichen Erektionen und Pollutionen notwendig etwas Spekulatives.

Die Briefe aus einer fast fünf Jahre währenden Patientenzeit schaffen da nur bedingt Abhilfe, zumal diese, wie die Edition ausweist, nicht frei von nachträglichen Eingriffen sind. Während seines ersten Sanatoriumsaufenthalts 1898 in Konstanz hofft Weber selbst, »dies Bedürfnis, unter der Arbeitslast sich erliegen zu fühlen«, sei erloschen und er könne sich von »einem krampfhaften Anklammern an die wissenschaftliche Arbeit wie an einen Talisman« befreien (II/3, S. 540). Wie zutreffend die darin aufscheinende Selbstdiagnose auch gewesen mag, einen Schritt zu wirklicher Besserung bedeutete sie nicht. Am Ende des folgenden Semesters berichtet er seinem Kollegen und Freiburger Nachfolger Carl Johannes Fuchs: »Mir geht es z. Z. nicht gut, das W. S. war sehr anstrengend.« (II/3, S. 649) Und so verbringt er viel Zeit in Sanatorien und auf Erholungsreisen. Zeitweilig erfordert es sein Zustand, dass seine Ehefrau ihm Kärtchen vorschreibt, die er lediglich ausfüllen muss, um über sein Wohlergehen an sie zu berichten. Nicht selten aber ist sie bei ihm beziehungsweise mit ihm auf Reisen, was zumindest die direkte briefliche Überlieferung weitgehend zum Erliegen bringt. So ist insbesondere ein ausgedehnter Rom-Aufenthalt, zu dem sich das Ehepaar Weber im Anschluss an eine Korsika-Reise im Frühjahr 1901 entschloss, nur spärlich dokumentiert. In ihm den Schlüssel »zur Lockerung seiner anerzogenen protestantischen Ethik« sehen und die Analyse der Letzteren als Selbsttherapie deuten zu wollen, scheint von daher gewagt.²¹ Weber selbst hatte schon vor dem Aufbruch nach Korsika und dann nach Rom ein Idealbild gezeichnet, von dem er sich wohl Heilung versprach: »Psychisch«, so schreibt er seiner Frau aus einem Uracher Sanatorium, »wäre es vielleicht sogar besser, wenn die Verhältnisse gestattet hätten, gleich voll zu verzichten, ich könnte dann mein Schiffein langsam wieder aufs Meer hinaussteuern, wenn der Wind wieder günstiger wird, statt mit meinen Hoffnungen in Heidelberg verankert sein zu sollen« (II/3, S. 766). Und es ist offenkundig, dass er seine erstaunliche Leistungsfähigkeit erst (wieder-)erlangt, als das als Bürde empfundene Heidelberger Ordinariat nicht länger auf ihm lastet, das heißt nach der Versetzung in den Ruhestand zum 1. Oktober 1903.

21 Peter Herrsche, Der Romaufenthalt (1901–1903) und Max Webers Verhältnis zum Katholizismus, in: Max Weber Stiftung (Hrsg.), Max Weber in der Welt. Rezeption und Wirkung, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2014, XII + 243 S., geb., 39,00 €, S. 145–158, hier: S. 156.

Das passt zu der etwas zugespitzten Beobachtung, »that the Weber we know as a major contributor to the discourse of the modern social sciences is almost entirely the author of the texts he wrote or published in the last sixteen years of his life – that is, from 1904 onward.«²² Nun hat der so zitierte Lawrence A. Scaff Gründe, insbesondere Webers Amerika-Reise des Jahres 1904 als (werk-)biografischen Einschnitt stark zu machen, doch sollte man über die Bedeutung der weberschen Aufsätze zur »Protestantischen Ethik« weder die Intensität übersehen, mit der er sich in den Jahren ab 1902 mit logischen und methodologischen Fragen beschäftigte, noch die Kontinuität, in der diese Beschäftigung stand. Schon in Freiburg hatte er sich ja massiv für die Berufung Heinrich Rickerts auf ein Ordinariat eingesetzt und Druckbogen der ersten drei Kapitel von dessen Ende 1895 noch nicht erschienener Studie »Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung« in die Diskussion eingebracht (vgl. zum Beispiel II/3, S. 155–160). Wenn er im Frühjahr 1902 seiner Frau aus Florenz berichtet: »Rickert habe ich aus, er ist *sehr* gut, zum großen Teil finde ich darin das, was ich selbst, wenn auch in logisch nicht bearbeiteter Form, gedacht habe. Gegen die Terminologie habe ich hie u. da Bedenken«, dann bezieht sich das auf den soeben erschienenen zweiten Teil derselben Schrift (II/3, S. 826). Gegen Ende des Jahres blickt er schon sehr viel kritischer auf Rickerts Arbeiten, wie das im Anhang zum siebten Band der »Schriften und Reden« dankenswerterweise abgedruckte sogenannte Nervi-Fragment belegt, von Weber um den Jahreswechsel 1902/03 in Nervi nahe Genua verfasste Notizen.²³

Gleichwohl blieben Rickert und sein Lehrer Wilhelm Windelband wichtige Referenzautoren für Webers Bemühen, seinen eigenen methodologischen Standpunkt zu klären. Ihre Positionen nehmen von daher zu Recht breiten Raum in der Einleitung des Bandes »Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften« ein, die insgesamt vielleicht allzu sehr um die erschöpfende Charakterisierung der Standpunkte von Autoren bemüht ist, die für Weber offenkundig wichtig waren, und dafür die unmittelbareren Entstehungskontexte gelegentlich etwas abblendet. So scheint zwar, um nur zwei Beispiele heranzuziehen, die ausführliche Darlegung der Theorien des Physiologen Johannes von Kries, einem nun ehemaligen Freiburger Kollegen Webers, unbedingt gerechtfertigt. Schließlich finden sich dessen Überlegungen zum Verhältnis von Gravitationsgesetz und Ort und Laufbahn der Planeten ebenso nur leicht modifiziert in Webers Objektivitäts-Aufsatz wieder wie seine Unterscheidung zwischen »zufälliger Verursachung und zufälligem Effecte« und von adäquater Ursache und entsprechender Folge (I/7, S. 23). Ob es indessen nötig ist, zum Verständnis des Einflusses von Carl Menger auf Weber bis auf Jacopo Zabarellas Schriften des späten 16. Jahrhunderts zurückzugehen, oder ob es sonderlich weiterführend ist, den Idealtypus »auf die Säkularisierung der metaphysischen Ideenlehre der Antike in der Ästhetik der Renaissance« zurückzuführen, scheint zweifelhaft, zumal sehr viel konkreteren Spuren nicht intensiver nachgegangen wird (I/7, S. 24).

22 Lawrence A. Scaff, *The American Journey and the Protestant Ethic*, in: ebd., S. 159–172, hier: S. 168.

23 Vgl. Max Weber, *Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften*. Schriften 1900–1907 (MWG, Bd. I/7), hrsg. v. Gerhard Wagner in Zusammenarbeit mit Claudius Härpfer/Tom Kaden/Kai Müller/Angelika Zahn, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2018, XV + 774 S., geb., 349,00 €, S. 623–668, insb. S. 623–626.

Denn wenn es in dem bereits angesprochenen Nervi-Fragment heißt – »N(ational-) Ö(konomie) wirtschaftet mit e(inem) Typen-Begriff der weder e(in) Vorbild noch e(in) Durchschnitt ist« (I/7, S. 666) –, dann läge es doch nahe, zu fragen, an welche Arbeiten und Autoren aus dem Bereich der Nationalökonomie Weber hier denkt. Nach Ausweis des Objektivitäts-Aufsatzes sind das vor allem Karl Bücher und mehr noch Werner Sombart, deren historisch-begriffliche Bemühungen (und im Falle des letzteren vielleicht auch sein Verständnis von Begriffen als »Hilfsmittel des Denkens«) in der Kommentierung dieses zentralen Aufsatzes gegenüber den ungleich dichter angeführten »Logikern« stark zurücktreten.²⁴ Wenn aber Weber immer wieder Sombarts »Modernen Kapitalismus« verteidigte, dann ja nicht als historische Darstellung, sondern wegen »Sombart's Konstruktionen«, deren Unvollkommenheit nicht dazu führen dürfe, »die theoretische Arbeit als solche zu diskreditieren«.²⁵ Auch die sorgfältig gearbeiteten editorischen Berichte bleiben sehr eng bei Weber. So dokumentiert der Band einerseits in aller wünschenswerter Vollständigkeit die anlässlich der Übernahme der Herausgeberschaft des »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« durch Edgar Jaffé, Werner Sombart und Max Weber entstandenen Texte und Entwürfe Webers. Andererseits hält er sich hinsichtlich der seit einem Vierteljahrhundert kontrovers diskutierten Frage der Autorschaft des anlässlich des Herausgeberwechsels erschienenen »Geleitworts« eher zurück.²⁶ Das schmälert den Wert des Bandes nur unwesentlich, der ja ohnehin ganz überwiegend Texte ediert, die seit vielen Jahrzehnten leicht und preiswert zugänglich waren. Es trägt aber zu dem aus der Sicht des Rezensenten schiefen Eindruck bei, die Wissenschaftslehre führe gegenüber den ihr vorangegangenen (und folgenden) juristischen, nationalökonomischen und nicht zuletzt historischen Arbeiten ihres Autors eine Separatexistenz, obwohl sie in direkter Auseinandersetzung mit dem Nationalökonom Wilhelm Roscher, dem Historiker Eduard Meyer und dem Juristen Rudolf Stammler entsteht.²⁷

Der Abschluss der Gesamtausgabe erlaubt es ihren Benutzern, Webers Werk parallel zu den von ihm verfassten Briefen zu lesen, im Fall der frühen methodologischen

24 Vgl. zur Rede vom »Hilfsmittel des Denkens« Werner Sombart, Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 7, 1894, S. 555–594.

25 Max Weber, Briefe 1903–1905 (MWG, Bd. II/4), hrsg. v. Gangolf Hübinger/M. Rainer Lepsius in Zusammenarbeit mit Thomas Gerhards/Sybille Oßwald-Bargende, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2015, XXIV + 751 S., geb., 294,00 €, S. 159.

26 Die von Lenger, Werner Sombart, S. 143f., angestoßene Kontroverse hätten Herausgeber und Bearbeiter mindestens bis Peter Ghosh, Max Weber, Werner Sombart and the Archiv für Sozialwissenschaft – the authorship of the Geleitwort (2010), in: ders., Max Weber in Context. Essays in the History of German Ideas c. 1870–1930 (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 14), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2016, 411 S., geb., 64,00 €, S. 133–195, leicht nachverfolgen können, während ihnen Friedrich Lenger, Anfang und Ende einer spezifisch deutschsprachigen Sozialwissenschaft: Umriss einer Geschichte des Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, in: ders., Globalen Kapitalismus denken. Historiographie-, theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Studien, Tübingen 2018, S. 61–175, insb. S. 92–96, vielleicht nicht mehr zugänglich war.

27 Vgl. auch Gerhard Wagner/Claudius Härpfer (Hrsg.), Max Webers vergessene Zeitgenossen. Beiträge zur Genese der Wissenschaftslehre (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 12), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2016, VI + 240 S., brosch., 58,00 €, ein Band, der legitimerweise solche Gesprächspartner Webers ins Zentrum rückt, mit denen er vor allem methodologische Probleme erörterte.

Aufsätze also vor allem die oben bereits einmal herangezogenen Briefe aus den Jahren zwischen 1903 und 1905. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil diesen im Anhang unter anderem der Verlagsvertrag über die Herausgabe des »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« beigegeben ist, dessen Kenntnis im Kontext der bereits angesprochenen und im Band »Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften« edierten Dokumente zur Übernahme der Herausgeberschaft durch Jaffé, Sombart und Weber hilfreich ist. Schwieriger ist die Abgrenzung zwischen den ersten beiden Abteilungen der Gesamtausgabe im Falle der oft kurzen Texte, die für die Zeit von 1895 bis zu Webers Tode in einem Band mit dem Titel »Hochschulwesen und Wissenschaftspolitik« ediert worden sind.²⁸ Nehmen wir die Kontroverse als Beispiel, die von einer kritischen Kommentierung der Rede Friedrich Naumanns durch den Vorsitzenden des »Vereins für Socialpolitik« Gustav Schmoller auf der Generalversammlung des Vereins 1905 angestoßen worden war. Zunächst bewährt sich wieder die parallele Lektüre, da das Thema einerseits die webersche Korrespondenz im Oktober und November 1905 dominiert und andererseits deren Verständnis durch die Kenntnis der in den »Schriften und Reden« edierten Diskussionsbeiträge und einer Zeitungszuschrift vertieft wird. Wenn aber das Konzept einer weiteren Stellungnahme, das Weber seinem Bruder Alfred zusammen mit einem Brief an diesen schickt, separat in den »Schriften und Reden« ediert wird, scheint das unnötig kompliziert. In anderen Fällen wie der sogenannten Affäre Salz-Sander erzeugt die parallele Lektüre von Briefen und »Schriften und Reden« fast schon den Eindruck von Redundanz. Denn die Bearbeiter und Bearbeiterinnen des entsprechenden Briefbands haben die nun im Band zum Hochschulwesen edierten Texte selbstverständlich intensiv für die Kommentierung der Briefe herangezogen und sie zugleich extensiv referiert.²⁹ Nun ist gut bekannt, wie hemmungslos Weber in solchen Auseinandersetzungen zu Werke ging. Selbst Wolfgang Schluchters Einleitung äußert Zweifel, ob dieser »immer das erforderliche Augenmaß bewiesen« habe (I/13, S. 49). An anderer Stelle ist diese Einleitung aber vielleicht Weber gegenüber etwas zu unkritisch. Denn wenn dieser »ein unbestechlicher Gutachter« gewesen sein soll, dann begründet gerade das dafür als Beleg angeführte Gutachten für die Wiener juristische Fakultät Zweifel (I/13, S. 42). Denn der dort »auf das Allerbestimmteste« hinter fünf andere Nationalökonominnen gesetzte Arthur Spiethoff war nicht nur ein wichtiger Kontrahent Webers in der angesprochenen Affäre Salz-Sander, wie Weber selbst – wie auch die Einleitung – zu Protokoll gibt (I/13, S. 613). Er war auch einer früheren Einschätzung Webers zufolge »für theoretische Sachen [...] sehr zu empfehlen [...] einer der Begabtesten und Schärfsten von allen« (II/4, S. 464f.). Derlei Bewertungsdifferenzen mindern nicht das Interesse an den hier dokumentierten Gutachten und noch weniger das an den umfassend edierten hochschulpolitischen Stellungnahmen Webers, die ihn als vehementen Verteidiger der Wissenschaftsfreiheit zeigen. Wenn der fast 1.000 Seiten starke Band, der auch unterzeichnete Aufrufe anführt, insgesamt einen notwendig etwas fragmentarischen Eindruck macht, dann

28 Max Weber, Hochschulwesen und Wissenschaftspolitik. Schriften und Reden 1895–1920 (MWG, Bd. I/13), hrsg. v. M. Rainer Lepsius/Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Heide-Marie Lauterer/Anne Munding, Tübingen 2016, XXXIII + 971 S., geb., 399,00 €.

29 Vgl. MWG I/13, S. 418–498, mit MWG II/8, S. 527–530 und 730–743, sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 659.

liegt auf der Hand, dass gerade deshalb der Rechercheaufwand bei seiner Bearbeitung besonders hoch gewesen dürfte, ein Aufwand, den eine Gesamtausgabe eben nicht proportional zum werkgeschichtlichen Gewicht der edierten Texte dosieren kann.

Die oben angesprochene (Wieder-)Erlangung einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit aufseiten Webers lässt sich nicht präzise datieren. Auch nach der Generalversammlung des »Vereins für Socialpolitik« 1905 in Mannheim, an deren Diskussionen er sich intensiv beteiligt hatte, berichtet er Willy Hellpach noch von dem »stets eintrende[n] nervöse[n] Collaps, der nach einigen Tagen zu schwinden pflegt« (II/4, S. 549). Gleichwohl ist seine Produktivität beeindruckend, von der nicht zuletzt das »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik« profitiert, mit dessen Verleger Paul Siebeck er nicht nur wegen der wiederholt monierten Mängel der Druckerei in regem Austausch steht. Im ersten Band seiner Mitherausgeberschaft erscheint neben dem Objektivitäts-Aufsatz noch eine umfangreiche Abhandlung zur Fideikommißfrage, deren baldiges Erscheinen ihrem Autor auch deshalb wichtig ist, weil »der Entwurf wahrscheinlich im Winter in den Landtag kommt« (II/4, S. 258). Und den zweiten Band des Jahres 1904 eröffnet dann der erste seiner berühmten Protestantismus-Aufsätze, auf die zurückzukommen sein wird. Schon im Jahr davor nimmt er indessen regen Anteil an der sich abzeichnenden Übernahme des »Archivs«, für das er Autoren zu gewinnen sucht. Von Anfang Juni bis in die zweite Oktoberhälfte hinein ist er hingegen überwiegend an der niederländisch-belgischen Nordseeküste, von wo er vor allem seiner Frau in gewohnter Manier berichtet.

Diese begleitet ihn dann im August 1904 – und das heißt nach Abfassung der drei oben erwähnten großen Aufsätze für das »Archiv« – zu einer gut dreimonatigen Amerika-Reise. Eine solche Reise hatte Weber ohnehin vorgehabt, den unmittelbaren Anlass aber bietet der als Teil der Weltausstellung in St. Louis stattfindende internationale Wissenschaftskongress, zu dem er wie eine ganze Reihe anderer deutscher Gelehrter auch eingeladen ist. Lawrence A. Scaff hat diese Reise gründlich erforscht und seine Ergebnisse sind der Kommentierung der etwa 140 Druckseiten einnehmenden Briefe von dort bereits zugutegekommen.³⁰ Mehrheitlich sind sie an Webers Mutter gerichtet, sollten aber in der Familie zirkulieren, nicht zuletzt auch deshalb, weil in den USA lebende Verwandte besucht werden. Da die Eheleute oft verschiedene Teile ein und desselben Briefes verfassen, haben sich die Editoren entschieden, auch die von Marianne Weber stammenden Reiseberichte mit aufzunehmen. Wenngleich sich Marianne Weber bald nach ihrer Ankunft von »Neger-Damen« an »eine aus der Menagerie entlaufene angeputzte Äffin« erinnert wähnt, beeindruckt insgesamt die Neugierde und Offenheit des Heidelberger Gelehrtenpaars (II/4, S. 269). Max fasziniert nicht zuletzt das religiöse Leben und er beobachtet schon bald in einer Kleinstadt im Staat New York: »[D]ie Gemeinde sieht nur auf Persönlichkeit und Predigtalent des Pfarrers« (II/4, S. 276). Im letzten seiner an die Mutter gerichteten – und bereits auf der Rückfahrt nach Europa verfassten – Reiseberichte operiert er dann schon ganz selbstverständlich mit der begrifflichen Unterscheidung von Kirche und Sekte (vgl. II/4, S. 404). Die Spannung zwischen der frühen Feststellung an Georg Jellinek – »ich habe für meine Zwecke viel gesehen« (II/4, S. 302) – und der späten in dem bereits zitierten letzten Bericht an die Mutter – »aber für meine kulturgeschichtliche Arbeit habe ich

30 Vgl. Lawrence A. Scaff, *Max Weber in America*, Princeton 2011.

nicht viel mehr gesehen, als: wo die Dinge sind, die ich sehen müßte« (II/4, S. 407) – erklärt sich also wohl daraus, dass ihm die vielen neuen Eindrücke und Einsichten zugleich einen ganz neuen Horizont an Fragen eröffnet haben. Dabei reicht sein Interesse weit über die religiöse Sphäre hinaus und lässt ihn zum Beispiel Kontakt zu W. E. B. Du Bois, Booker T. Washington und Edwin R. A. Seligman suchen beziehungsweise pflegen.

Offensichtlich erhielt Weber auf seiner Amerika-Reise vielfältige Anregungen für die Fortführung seiner Protestantismus-Studien. Weniger eindeutig scheint, was ihn überhaupt erst zu ihrer Aufnahme motiviert hat. Einerseits ist gut bekannt, dass Weber selbst seinen Anspruch auf Originalität der Fragestellung 1910 mit dem Hinweis auf »Arbeiten über diese Dinge, die ich z. T. schon vor 12 Jahren im Kolleg vortrug«, zu untermauern suchte.³¹ Und das ist mit Blick auf seine 1897/98 in Heidelberg gehaltenen Vorlesungen ungeachtet des komplizierten Überlieferungsstatus auch völlig plausibel – die Kommentierung sieht »hierzu Ansatzpunkte« (I/9, S. 575, Anm. 12). Sehr viel weiter geht Peter Ghosh, für den die Arbeiten zur »Protestantischen Ethik« den Schlüssel zur gesamten intellektuellen Biografie Webers darstellen und für den völlig klar ist, »that almost all the components of the conception of ›modern capitalism‹ presented to us in the PE were in place by 1897/98.«³² Unabhängig davon, ob die angeführten Vorlesungen die ihnen aufgebürdete Beweislast wirklich zu tragen vermögen, bleibt indes andererseits die Frage offen, warum Weber in der ersten Hälfte des Jahres 1904 an die Abfassung eines ersten Aufsatzes zum Thema geht. Ähnlich unmittelbare Anstöße wie für die beiden anderen »Archiv«-Aufsätze des Jahres 1904 sind nicht erkennbar. Denn die anstehende gesetzliche Neuregelung des Fideikommisses in Preußen musste für einen seit mehr als zehn Jahren vor allem als Agrarexperten renommierten Gelehrten wie Weber eine Herausforderung darstellen. Einen vergleichbar offensichtlichen Anlass stellte die Einladung dar, zur Festschrift für seinen Heidelberger Vorgänger Karl Knies einen Beitrag beizusteuern, aus dem ein erster methodologischer Aufsatz erwuchs, der es dann naheliegend erscheinen lassen konnte, anlässlich der Übernahme des »Archivs« systematisch über »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis« zu reflektieren. Was aber motivierte die Beschäftigung mit der protestantischen Ethik? Plausibel scheint die in der Einleitung formulierte Vermutung, ihm sei »aufgrund seiner Krankheitserfahrung der Sinn einer auf Berufspflicht gegründeten Lebensführung zum Problem« geworden (I/9, S. 24).

Dass es daneben eine ganze Reihe wissenschaftlicher Arbeiten gab, von denen sich der Heidelberger Rekonvaleszent angeregt fühlen konnte, ist bekannt, und die Einleitung diskutiert mögliche Einflüsse Eberhard Gotheins, Brentanos und Jellineks auf der einen sowie die sehr viel unmittelbareren vonseiten Ernst Troeltschs und Sombarts auf der anderen Seite, während die Erörterung der Quellen, auf die sich Weber stützte, weitgehend in die editorischen Berichte und in die Kommentierung ausgelagert

31 Max Weber, Antikritisches zum »Geist« des Kapitalismus, in: *ders.*, *Asketischer Protestantismus und Kapitalismus. Schriften und Reden 1904–1911* (MWG, Bd. I/9), hrsg. v. Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Ursula Bube, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2014, XIX + 994 S., geb., 389,00 €, S. 573–619, hier: S. 575.

32 Peter Ghosh, *Max Weber and The Protestant Ethic. Twin Histories*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2014, XVIII + 402 S., kart., 22,49 £, S. 13.

gert ist. Zu den meisten dieser Inspirationsquellen gibt es eine oft umfangreiche und in sich vielstimmige Spezialliteratur und selbstverständlich fehlt nicht der Einwand, ihre Auflistung sei unvollständig.³³ Es steht indessen außer Frage, dass die sorgfältige Kommentierung des Bandes, der hier ausnahmsweise die Texte erster statt der letzter Hand ediert, Webers Quellen auf eine ganz neue Weise transparent macht und dadurch die weitere Diskussion befruchten wird, und das ganz unabhängig von der Frage, ob sich in dieser Diskussion jemals eine der allgemeineren Thesen zum Stellenwert der »Protestantischen Ethik« im weberschen Gesamtwerk durchsetzen wird und, falls ja, welche das sein wird.

Bekanntlich umriss der erste der Aufsätze »Das Problem« und beschäftigte sich ausführlich mit Martin Luthers Berufsbegriff, der sich indessen als »von jedenfalls nur problematischer Tragweite für das [erweist], was wir suchen« (I/9, S. 209). Inhaltlich leitet das über zu der im zweiten Aufsatz vorgenommenen Untersuchung des Berufsbegriffs des asketischen Protestantismus, während die auf den letzten Seiten gebotenen Präzisierungen der Fragestellung die enge Verbindung zu den kurz zuvor fertiggestellten methodologischen Arbeiten deutlich werden lassen. Nach seiner Rückkehr aus den USA dürfte Weber sofort an die Fortsetzung seiner Arbeiten gegangen sein. Jedenfalls bittet er schon am 10. Dezember 1904 Eduard Bernstein um Quellenhinweise zu den englischen Quäkern (vgl. II/4, S. 412f.) und hält am 5. Februar 1905 im Heidelberger Eranos-Kreis einen hier edierten Vortrag über »Die protestantische Askese und das moderne Erwerbsleben« (vgl. I/9, S. 220f.). Seine eigenhändigen Notizen im Protokollbuch des Kreises sind zu knapp, um sinnvoll nach bedeutungsvollen Differenzen zu dem Ende Juni 1905 erscheinenden zweiten Aufsatz fragen zu können: »Die geschichtlichen Träger des asketischen Protestantismus [...]«, so eröffnet er diesen Aufsatz, »sind in der Hauptsache viererlei. 1. der Calvinismus in der Gestalt, welche er in den Hauptgebieten seiner Herrschaft im Lauf insbesondere des 17. Jahrhunderts annahm; 2. der Pietismus; 3. der Methodismus; 4. die aus der täuferischen Bewegung hervorgewachsenen Sekten.« (I/9, S. 242) Bei der näheren Betrachtung, die insbesondere der Verbindung von Prädestinationslehre und Bewährungsgedanken nachgeht, nimmt – wie schon in seinem Heidelberger Vortrag – Richard Baxter besonders großen Raum ein und beglaubigt insofern ganz maßgeblich Webers Fazit:

»So weit die Macht puritanischer Lebensauffassung reicht, kam sie unter allen Umständen – und dies ist natürlich weit wichtiger als die bloße Begünstigung der Kapitalbildung – der Tendenz zu bürgerlicher, ökonomisch rationaler Lebensführung zugute; sie war ihr wesentlichster und einzig konsequenter Träger. Sie stand an der Wiege des modernen ›Wirtschaftsmenschen‹.« (I/9, S. 414f.)

33 Vgl. zum Beispiel Hartmann Tyrell, »Religion« in der Soziologie Max Webers (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 10), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2014, LIII + 356 S., geb., 74,00 €, insb. S. 92ff., der auf der Bedeutung Nietzsches insistiert; Ghosh, Max Weber in Context, enthält sehr substanzielle Aufsätze zu Brentano, Jellinek und Troeltsch; zu Sombart vgl. unter anderem Friedrich Lenger, Max Weber, Werner Sombart und der Geist des modernen Kapitalismus, in: ders., Sozialwissenschaft um 1900. Studien zu Werner Sombart und einigen seiner Zeitgenossen, Frankfurt am Main 2009, S. 125–145, sowie allgemein Javier Rodríguez Martínez (Hrsg.), En el centenario de La ética protestante y el espíritu del capitalismo, Madrid 2005.

Webers Argument stieß zeitgenössisch auf erhebliches Interesse, aber auch auf Kritik. Es ist von daher zu begrüßen, dass die Kritiken, auf die Weber seinerseits mit wiederholten Antikritiken reagierte, in Anhängen zu den editorischen Berichten erneut zugänglich gemacht werden. Allerdings wird man kaum behaupten können, dass diese fast 300 Druckseiten in Anspruch nehmende Kontroverse weiterführend gewesen wäre. Denn die polemische Schärfe aufseiten Webers und später auch aufseiten des Historikers und Calvinismus-Experten Felix Rachfahl verhinderte nicht, dass der Autor und seine Kritiker über weite Strecken aneinander vorbeiredeten. Die Verantwortung dafür lag nicht bei den Kritikern allein. Denn zumindest der Rezensent des »Archivs«, der Doktorand Karl Heinrich Fischer, ließ sich auf Webers Argument durchaus ein, es gehe ihm allein darum, »daß es der Geist ›methodischer‹ Lebensführung ist, welcher aus der ›Askese‹ in ihrer protestantischen Umbildung ›abgeleitet‹ werden sollte, und welcher zu den Wirtschaftsformen nur in einem allerdings kulturgeschichtlich m. E. sehr wichtigen ›Adäquanz‹-Verhältnis steht« (I/9, S. 485). Er beharrte allerdings auch in seiner Gegenkritik auf der Nachfrage, »ob dieser Beweis erbracht worden ist« (I/9, S. 495). Daran sind auch in der Folgezeit und von ungleich prominenteren Autoren immer wieder Zweifel geäußert worden, doch ist in den letzten Jahrzehnten die Frage nach der empirischen Tragfähigkeit der Weber-These fast ganz hinter der nach ihrer angemessenen theoriegeschichtlichen Rekonstruktion und werkgeschichtlichen Einordnung verschwunden. So mutet heute der Versuch fast kurios an, »the foundation for the habitus of ›innerworldly asceticism‹ as a profound promoter of modern capitalism« in der lutherschen Berufskonzeption verankern und so gleichsam gegen Weber dessen Grundansatz sozialgeschichtlich verteidigen zu wollen.³⁴

Die große Aufmerksamkeit, welche die weberschen Aufsätze zur protestantischen Ethik erregten, weckte rasch das verlegerische Interesse an einer Sonderausgabe. Konkret in Angriff genommen wurden derartige Pläne aber erst in den letzten Lebensjahren Webers, also nachdem seine Aufsätze zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen vorlagen, welche dann auch die zweite Hälfte des ersten Bandes und die übrigen Bände der »Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie« füllen sollten. In diesem Kontext besitzen die erst nach Webers Tod erschienenen überarbeiteten Aufsätze zur protestantischen Ethik einen eigentümlichen Stellenwert. Denn einerseits konnte ihr Autor völlig zu Recht behaupten, »daß ich nicht einen einzigen Satz meines Aufsatzes, der irgendeine sachlich wesentliche Behauptung enthielt, gestrichen, umgedeutet, abgeschwächt oder sachlich abweichende Behauptungen hinzugefügt habe«.³⁵ Andererseits rückte schon die ausführliche Vorbemerkung, die den Protestantismus-Aufsätzen nun vorangestellt wurde, diese in einen ganz neuen Zusammenhang. Was die von Weber selbst betonte Kontinuität anbelangt, verwies er in der bereits zitierten ersten Anmerkung eher pauschal auf seine Kontroverse mit Rachfahl und kündigte eine kritische

34 Thomas Sokoll, *The Moral Foundation of Modern Capitalism. Towards a Historical Reconsideration of Max Weber's »Protestant Ethic«*, in: Stefan Berger/Alexandra Przyrembel (Hrsg.), *Moralizing Capitalism. Agents, Discourses and Practics of Capitalism and Anti-Capitalism in the Modern Age*, Cham 2019, S. 79–108, hier: S. 103.

35 Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus. Schriften 1904–1920* (MWG, Bd. I/18), hrsg. v. Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Ursula Bube, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2016, XVII + 763 S., geb., 316,00 €, S. 124.

Auseinandersetzung mit den zwischen 1911 und 1916 erschienenen Arbeiten Werner Sombarts und Lujo Brentanos zum Verhältnis von Religion und Wirtschaftsmentalität an, die vor allem in den deutlich erweiterten Anmerkungen ihren Platz fand. Wolfgang Schluchters Einleitung stellt die diesbezüglich notwendigen Informationen bereit und charakterisiert beispielsweise Sombarts neuere Positionen gleichermaßen bündig wie zutreffend: »Sombart ebnet alle Unterschiede ein, die für Weber wichtig waren« (I/18, S. 30).³⁶ Dem vorzüglichen Apparat, der die konkrete Rekonstruktion der weberschen Arbeit erlaubt, kommt zugute, dass sowohl die handschriftlichen Eintragungen Webers in sein Exemplar der Aufsätze von 1904/05 als auch die Fahnen der späteren Druckfassung samt der dort vorgenommenen Veränderungen überliefert sind. Der Band dokumentiert all das und bietet insofern eine ganz neue Textbasis.

Trotz des konsequenten Festhaltens an allen 1904/05 entwickelten Argumenten stellt Weber diese gegen Ende seines Lebens in einen viel größeren Zusammenhang. Das macht schon der erste Satz der Vorbemerkung überdeutlich:

»Universalgeschichtliche Probleme wird der Sohn der modernen europäischen Kulturwelt unvermeidlicher- und berechtigterweise unter der Fragestellung behandeln: welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturercheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von *universeller* Bedeutung und Gültigkeit lagen?« (I/18, S. 101)

Die Wahlverwandtschaft zwischen protestantischer Ethik und kapitalistischem Geist wird also eingerückt in den Erklärungszusammenhang eines spezifisch okzidental Rationalismus, der nicht auf den wirtschaftlichen Bereich beschränkt ist. Für diesen Bereich aber stellt Weber in der Vorbemerkung gerade wegen seines Interesses an okzidentaler Besonderheit die rationale Arbeitsorganisation zentral, die eben den okzidental Kapitalismus von Formen des Kapitalismus in früheren Zeiten und anderen Weltregionen unterscheidet (vgl. zum Beispiel I/18, S. 105ff.). Aber auch die religiösen Ethiken ihrerseits werden nun in einer konsequent universalgeschichtlich vergleichenden Perspektive betrachtet, sodass es in einem der eher seltenen Einschübe mit Blick auf den Puritanismus heißt: »Jener große religionsgeschichtliche Prozeß der *Entzauberung* der Welt, welcher mit der altjüdischen Prophetie einsetzte und, im Verein mit dem hellenischen wissenschaftlichen Denken, alle *magischen* Mittel der Heilssuche als Aberglaube und Frevel verwarf, fand hier seinen Abschluß.« (I/18, S. 280; vgl. I/9, S. 260f.) Das arbeitet die Einleitung sorgfältig heraus und betont dabei immer wieder, dass trotz der Neukontextualisierung und Neuperspektivierung der Protestantismus-Studien diese ganz auf die sozioökonomischen Folgen religiöser Glaubensüberzeugungen beschränkt bleiben, während die Arbeiten zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen, insbesondere und verstärkt in ihrer Endfassung, gleichsam die Kehrseite dieser Beziehung mit in den Blick nehmen und auch nach der Klassenbedingtheit der Religion fragen. Die Einleitung zur Spätfassung der Protestantismus-Aufsätze zieht hier

36 Dagegen lässt er den jungen Sombart gelegentlich zu sehr als materialistischen Antipoden Webers erscheinen, was verdeckt, dass Sombart – allen Positionsverschiebungen zum Trotz – stets an einer »interpretazione culturale« del capitalismo« festhält, Carlo Mongardini, *Capitalismo e politica nell'era della globalizzazione*, Rom 2007, S. 52.

die anderen religionssoziologischen Aufsätze Webers, zu denen Wolfgang Schluchter sich ja wiederholt und ausführlich geäußert hat, immer wieder mit heran.³⁷

Werkgeschichtlich steht anknüpfend an die Spätfassung der Protestantismus-Studien die Frage nach ihrem Verhältnis und dem der übrigen religionssoziologischen Aufsätze zu dem von Weber zum Druck beförderten Beitrag zum »Grundriß der Sozialökonomik«, das heißt der Endfassung von »Wirtschaft und Gesellschaft«, im Zentrum der anhaltend lebhaften Diskussion. Dabei darf die unbedingt angebrachte Bewunderung für diese beiden monumentalen Hauptpfeiler eines imposanten Gesamtwerks nicht den Blick für die zahlreichen anderen Handlungsfelder verstellen, auf denen sich Weber während der letzten drei Jahre seines Lebens tummelte. Hier ist der mehr als 1.200 Seiten starke zehnte Band der »Briefe« ein wichtiges Korrektiv.³⁸ Denn während die Arbeit an den angesprochenen Hauptwerken nur gelegentlich aufscheint, nehmen seine politischen und publizistischen Aktivitäten, die mit dem Sommersemester 1917 (zunächst in Wien) auch aus finanziellen Gründen wieder aufgenommene Lehrtätigkeit und das Privatleben breiten Raum ein. »Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland«, »Deutschlands künftige Staatsform« oder »Politik als Beruf« – das sind Texte aus den Jahren 1918 bis 1920, die in der MWG seit mehr als 30 Jahren ediert vorliegen und in deren Apparat die Briefe, die ihn als Sachverständigen bei den Verfassungsberatungen, als Berater der Friedensdelegation in Versailles sowie als politischen Redner bei unterschiedlichsten Anlässen zeigen, Verwendung gefunden haben.³⁹ Angesichts dessen scheint es angemessen, dass die Einleitung zu diesem Briefband den Politiker Weber eher knapp, aber gleichwohl konzise porträtiert. Breiteren Raum nimmt der Privatmann und das heißt hier vor allem der Ehemann und Liebhaber ein, und das entspricht durchaus der Häufigkeit der Briefe selbst, von denen die meisten eben an seine Ehefrau Marianne, an Mina Tobler und Else Jaffé gehen und von denen Letztere einige vernichtet hat. Sie sind aufschlussreich hinsichtlich der komplizierten Beziehungskonstellation, von der Webers letzte Lebensjahre geprägt waren, aber auch aufgrund der Schilderungen Webers, die wiederum eine Vielzahl von Themen berühren. Anfang Juni 1919 etwa gibt der Rückkehrer von den Friedensverhandlungen aus Versailles Mina Tobler eine knappe Einschätzung der Lage und der auf deutscher Seite beteiligten Personen (vgl. II/10, S. 631f.). Aber auch die Ernährungssituation spielt immer wieder eine Rolle, so zu Beginn des Sommersemesters 1917 in einem Brief an die Mutter, der aus Wien das Schwelgen »in Eiern, Fleisch, Mürbekuchen, wundervollem Kaffee und überhaupt glänzender Küche« mit der Hoffnung verbindet: »Wenn nur hier die Ernährung der Massen durchhält: das ist der einzige etwas dunkle Punkt.« (II/10, S. 138f.) Gerade die privaten Briefe bilden also einmal mehr eine Fundgrube, aus der man seitenlang zitieren könnte.

37 Vgl. MWG I/19, MWG I/20 und MWG I/21 und dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (I), S. 547ff., ders., Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (II), S. 570f., sowie ders., Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 652ff.

38 Max Weber, Briefe 1918–1920 (MWG, Bd. II/10), hrsg. v. Gerd Krumeich/M. Rainer Lepsius in Zusammenarbeit mit Uta Hinz/Sybille Oßwald-Bargende/Manfred Schön, Tübingen 2012, 2 Halbbde., XXXIII + 627 S. und XXIX + 601 S., geb., 254,00 € und 239,00 €.

39 Vgl. MWG I/15, I/16 und I/17 sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition, S. 544–547.

Wenn sich M. Rainer Lepsius mit ihnen in der Einleitung gleichwohl schwertut, dann wegen der »Beziehungskonstellationen«. Der mit Marianne Weber verheiratete Max unterhielt bekanntlich eine Liebesbeziehung sowohl zu der mit seiner Frau eng befreundeten Else Jaffé, die ihrerseits mit Webers Herausgeberkollegen Edgar Jaffé verheiratet und mit seinem Bruder Alfred seit längerer Zeit verbunden war, sowie zu der Heidelberger Pianistin Mina Tobler. Die dadurch unvermeidlichen Halbwahrheiten, Zurücksetzungen und Härten liegen in den Briefen offen zutage. Eigentliche Liebesbriefe erhält allein die als »geliebte Gebieterin« angesprochene Else Jaffé (II/10, S. 395). Dagegen ähnelt sich der Berichtsinhalt vieler Briefe an Marianne Weber und Mina Tobler nicht selten, ohne dass letztere hätte übersehen können, dass Weber sich zunehmend von ihr entfernt. Geradezu brutal heißt es am 4. Mai 1920 an Ehefrau Marianne: »Tobelchen bestellte ich ab. Ich muß arbeiten Pfingsten.« (II/10, S. 1069) Die direkte Absage fiel etwas einfühlsamer aus, doch wird man bezweifeln wollen, dass die Empfängerin sich durch Webers Weisheit getröstet fühlte: »Vor Allem habe ich wieder realisiert – und uns Männern tut das doch halt von Zeit zu Zeit so not – wie Ihr Frauen nach einem anderen ›Gesetz‹ leben müßt als wir: nämlich *nur* in der Liebe, dem Wesen nach.« (II/10, S. 1055) Das wird man vielleicht für zeittypisch halten können, doch bleibt unerfindlich, warum sich M. Rainer Lepsius mehr als 90 Jahre später eine solche Sichtweise im Kern zu eigen macht und die angeführten Briefe unter Bezugnahme auf Dieter Henrich als Dokumente »menschliche[r] Subtilität und Großzügigkeit« feiert (II/10, S. 32). Die Frau als Förderin des männlichen Genies, das scheint das im 21. Jahrhundert hoffentlich überholte Idealbild Lepsius': »Else Jaffé war eine schöne Frau und eine eindrucksvolle Persönlichkeit, selbständig in ihren Ansichten und souverän in ihrem Auftreten. Für Intellektuelle war sie die ›ideale Muse.« (II/10, S. 34)

Lenkt man den Blick zurück von der in den Briefen sich spiegelnden Biografie auf das Werk, ist neben den im Zusammenhang der Neubearbeitung der Aufsätze zur »Protestantischen Ethik« bereits angesprochenen religionssoziologischen Arbeiten vor allem der von Weber 1920 noch für den Druck autorisierte Text von »Wirtschaft und Gesellschaft« zu betrachten.⁴⁰ Die Herausgeber der Gesamtausgabe hatten sich früh und aus guten Gründen dafür entschieden, diesen unvollendeten Text separat von den zu Teilthemen überlieferten nachgelassenen Texten zu edieren, deren problematische Zusammenführung durch Marianne Weber und dann Johannes Winkelmann zuvor die Rezeptionsgeschichte von »Wirtschaft und Gesellschaft« maßgeblich geprägt hatte.⁴¹ Wolfgang Schluchter spricht in seiner Einleitung von einem

»Projekt in zwei Fassungen, einer Vorkriegsfassung, die noch einmal in sich ›Bearbeitungsstufen‹ aufweist, von 1909/1910 bis 1914 entstanden, und einer Nachkriegsfassung, vermutlich hauptsächlich 1919/20, teilweise auf der Grundlage der Vorkriegsmanuskripte, verfaßt« (I/23, S. 4).

40 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie. Unvollendet. 1919–1920* (MWG, Bd. I/23), hrsg. v. Knut Borchardt/Edith Hanke/Wolfgang Schluchter, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2013, XXVI + 847 S., geb., 334,00 €.

41 Auch die jüngste englischsprachige Ausgabe präsentiert nun die autorisierte Spätfassung; vgl. Max Weber, *Economy and Society. A New Translation*, hrsg. v. Keith Tribe, Cambridge/London 2019.

Die frühere Fassung liegt zu großen Teilen seit Längerem vor. Inzwischen ist auch ein ausgesprochen nützlicher Registerband erschienen, der beide Fassungen aufschließt.⁴² Vor allem aber sind aus der älteren Fassung jene Texte erschienen, die wegen der 1957 aufgetauchten weberschen Handschriften einen editorischen Sonderstatus einnehmen und seither als Rechtssoziologie eine eigenständige Rezeption erfahren haben (vgl. I/23-3, S. 140). Die eindrucksvolle Einleitung aus der Feder Werner Gepharts leistet weit mehr, als diese Texte ihrem Entstehungskontext, das heißt Webers Arbeiten an seinem Grundrissbeitrag, zurückzugeben. Vielmehr zeichnet sie zunächst die Formation des Juristen Weber detailliert nach, legt sodann die nicht zuletzt methodologischen Gründe für eine zunehmend rigorose Trennung zwischen rechtswissenschaftlicher und soziologischer Betrachtung offen und weist schließlich dem Recht »eine Schlüsselrolle für die Beschreibung und Erklärung des okzidentalen Rationalismus« zu, ein Argument, dessen universalhistorisch-vergleichende Herleitung durch Weber er präzise nachzeichnet (I/23-3, S. 64). Die beiden Texte – »Die Wirtschaft und die Ordnungen« und »Die Entwicklungsbedingungen des Rechts« – sind aber nicht nur vorbildlich situiert, sondern in den editorischen Berichten auch akribisch auf ihre wahrscheinliche Entstehungszeit hin analysiert.

Inhaltlich machen die beiden Texte sehr schön deutlich, dass ihr Autor zwischen Jurisprudenz und Rechtssoziologie einen immer schärfer gefassten Unterschied macht, ganz so wie ihn die Wirtschaftssoziologie der eigentlichen ökonomischen Theorie zunehmend entfremdet. Indessen bedeutet zunehmende Soziologisierung keineswegs Enthistorisierung. Ist das bei der Spätfassung von »Wirtschaft und Gesellschaft«, deren Entstehung die editorischen Berichte bis in das Schicksal einzelner Bögen des Umbruchs verfolgen, wirklich anders? Wolfgang Schluchter, der in ihr eine gültige Grundlegung einer verstehenden Soziologie vom Handeln und schon deshalb die Krönung des weberschen Werkes sieht, schreibt in seiner Einleitung: »Aber der Grundrißbeitrag ist in erster Linie der Ort der Begriffsentwicklung, die Aufsätze zur Religionssoziologie der Ort der Begriffsanwendung.« (I/25, S. 68) Das entspricht dem kasuistischen Stil des Grundrissbeitrags, dessen erstes Kapitel die Einleitung als entscheidende Verbesserung des Aufsatzes von 1913 »Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie« feiert. Dagegen erscheint das zweite Kapitel »Soziologische Grundkategorien des Wirtschaftens« als »ein erratischer Block« (I/23, S. 65). Und wenngleich Wolfgang Schluchter diesem verbreiteten Eindruck entgegenarbeitet und unter anderem sehr deutlich herausstellt, welche Folgen die stärkere Soziologisierung der weberschen Herangehensweise für seine Bildung wirtschaftlicher Kategorien hat, bleiben Fragen offen. »Daß Soziologie und Wirtschaftsgeschichte«, schreibt er am 9. März 1920 an den mehr ökonomische Theorie einklagenden Robert Liefmann, »Theorie nie ersetzen, ist eine meiner Grundüberzeugungen« (II/10, S. 949). Aber dass der späte Weber nur Wirtschaftssoziologie und keine Wirtschaftstheorie treibt, bildet sein Selbstverständnis nur unvollkommen ab. Denn seine auch während seiner letzten Jahre wiederholt geäußerte Wertschätzung der Wirtschaftstheorie ist ja insofern kein reines Lippenbekenntnis, als dass er sich noch im Februar 1918 eine Neubearbeitung von Eugen von Philippovichs »Grundriß der politischen Oekonomie« durchaus zutraut.

42 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Gesamtregister (MWG, Bd. I/25), bearb. v. Edith Hanke/Christoph Morlok, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2015, XXIV + 479 S. (+ CD-ROM), geb., 199,00 €.

Zwar empfiehlt er seinem Verlegerfreund Paul Siebeck vergeblich Joseph Schumpeter für diese Aufgabe, aber eben vor allem, weil er mit der Arbeit an dem Grundrissbeitrag mehr als genug zu tun hat: »Ich kann ja das jetzt nicht machen«, schreibt er durchaus selbstbewusst, zumal er »bei größter Hochschätzung des Buchs, doch tiefer eingreifen [würde], als Ph[ilippovich] recht wäre« (II/10, S. 90).

Wenn er in seinem Grundrissbeitrag also bezüglich der Wirtschaftstheorie ausführt, dass »deren theoretische Einsichten für die Wirtschaftssoziologie – so sehr diese nötigenfalls sich eigne Gebilde schaffen müsste – die Grundlage bilden« (I/23, S. 223), bleibt undeutlich, wie dies konkret aussehen könne, obschon Wolfgang Schluchter Webers Verhältnis zu Friedrich von Wieser, dem Autor des Beitrags »Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft« zum Grundriss, detailliert untersucht hat.⁴³ Und auf diese Frage gibt auch die von Weber im Wintersemester 1919/20 in München vor zahlreichen beeindruckten Zuhörern gehaltene Vorlesung »Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte« keine abschließende Antwort, eine Vorlesung, die Weber selbst gelegentlich gequält zu haben scheint: »Diese Materie«, so schreibt er am 15. Januar 1920 an Mina Tobler, »ödet mich, bei der gebotenen unwürdigen Hast« (II/10, S. 891).⁴⁴ Wolfgang Schluchter hat auch diesen Band der MWG herausgegeben und urteilt insgesamt recht kritisch, dass »Weber mit seinem Versuch nur sehr bedingt erfolgreich ist, eine typenbildende Wirtschaftssoziologie mit einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu einer Erklärung der Entstehung des modernen Kapitalismus zu verbinden« (III/6, S. 43). Zugleich zeigt er sich aber hochoptimistisch,

»daß Weber im Fortgang der Vorlesung immer stärker Gedanken und Passagen aus seinen gerade in Arbeit befindlichen Werken heranzog, also Passagen aus der neuen Fassung von *Wirtschaft und Gesellschaft* und dem 1. Band der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*. Wäre dem so, so hätte dies die methodische Differenz zwischen Theorie und Geschichte zweifellos minimiert.« (ebd.)

Dieser Optimismus gründet sich in erster Linie auf die Überzeugung Schluchters, das webersche Spätwerk bilde insgesamt ein weitgehend geschlossenes Ganzes, auf das sich eine – seine – Soziologie gründen lasse. Konsens ist diese Sichtweise keineswegs.⁴⁵ Vor allem aber lässt sie sich kaum durch den Rückgriff auf Webers letzte vollständig gehaltene Vorlesung erhärten. Denn es bleibt unklar, in welchem Umfang die Herausgeber der 1923 erstmals im Druck erschienenen Vorlesung, Siegmund Hellmann und Melchior Palyi, bei ihrer sich auf die Mitschriften Dritter stützenden Rekonstruktion andere ihnen bekannte Weber-Texte einarbeiteten. Daran ändern die beiden im Rahmen der MWG nun zusätzlich edierten Mit- und Nachschriften wenig, sodass sich für viele Interessenten die Frage stellen wird, warum sie nicht auf die wei-

43 Vgl. MWG I/24, S. 21ff. und 76–83, sowie zu diesem als Band der MWG erschienenen Schluchter-Text allgemein Lenger, *Zum Fortgang der Max-Weber-Edition* (III), S. 656; hierzu problemgeschichtlich wie systematisch jetzt hochinteressant: Andrew Abbott, *Prozessuales Denken. Reflexionen über Marx und Weber*, Hamburg 2019.

44 Max Weber, *Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Mit- und Nachschriften 1919–1920* (MWG, Bd. III/6), hrsg. v. Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Joachim Schröder, Tübingen 2011, XIII + 664 S. (+ CD-ROM), geb., 269,00 €.

45 Vgl. als eine der alternativen Lesarten nur Ghosh, *Max Weber and The Protestant Ethic*.

terhin verfügbare und ungleich preiswertere Fassung des weberschen »Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte« zurückgreifen sollen.

Mit Blick auf die nun vollständig vorliegende Gesamtausgabe insgesamt erscheint von daher die Aufnahme einer III. Abteilung mit »Vorlesungen und Vorlesungsmitschriften« nicht selbstverständlich. Originale Weber-Texte finden sich hier nur ausnahmsweise und dann in Form von Notizen. Versucht man eine Gesamtbilanz, so fällt sie gemischt aus. Die zuletzt angesprochene, im Kern längst gedruckt vorliegende Vorlesungsrekonstruktion steht neben dem auf Mitschriften gegründeten Protokoll der letzten elf Kollegstunden Webers überhaupt, die sich in hohem Maße auf dessen Grundriss-Beitrag stützten.⁴⁶ Auch den oben angesprochenen, mühsam aus Notizen rekonstruierten finanzwissenschaftlichen Vorlesungen sowie zwei weiteren in Freiburg und Heidelberg gehaltenen Spezialvorlesungen kommt nur geringe werkgeschichtliche Bedeutung zu.⁴⁷ Am ehesten sind es also die beiden Hauptvorlesungen, die Auskunft darüber geben, wie der junge Nationalökonom die Herausforderungen eines Faches meisterte, mit dem er sich erst näher vertraut machen musste. Und hier ist der Ertrag der mühsamen Editionsarbeit an der zweiten dieser Hauptvorlesungen, die jetzt als letzter Band der Gesamtausgabe überhaupt erschienen ist, eben vergleichsweise gering.

Nun werden herausgeberische Grundsatzentscheidungen in der Regel zu Beginn eines solchen Großprojekts getroffen. Von daher mag es ungerecht sein, rückblickend zu fragen, ob es in Anbetracht der enormen Kosten der editorischen Arbeit und angesichts der selbst Universitätsbibliotheken herausfordernden Preise für die Bände der MWG nicht besser gewesen wäre, auf die »Vorlesungen und Vorlesungsmitschriften« ganz zu verzichten. Vergleichbare Zweifel kann es mit Blick auf die anderen beiden Abteilungen nicht geben. Nur ganz vereinzelt ist bislang Kritik an der editorischen Qualität der 25 oder, wenn man den aus der Feder Wolfgang Schluchters stammenden Band abzieht, 24 Bänden der »Schriften und Reden« geübt worden.⁴⁸ Große Teile insbesondere des Frühwerks hat die Gesamtausgabe neu erschlossen, aber auch die kundigen Einführungen in die vergleichenden Studien zur »Wirtschaftsethik der Weltreligionen« oder die Wiederherstellung von »Wirtschaft und Gesellschaft« verändern das Gesamtbild des weberschen Werkes. Dessen Verständnis wiederum profitiert in hohem Maße von den in elf dicken Bänden edierten Briefen Webers, deren letzter nun neben einigen Nachträgen vor allem ein ungemein nützliches Gesamtregister bietet.⁴⁹ Dass die Briefe bei der Kommentierung der Werke bereits intensiv ausgeschlachtet worden sind, versteht sich von selbst. Vor allem aber hat die auf mühsame Archivarbeit gegründete Heranziehung von Gegen- und Parallelkorrespondenz nahezu alle in den Briefen vorkommenden Bezüge klären können und so eine neue Grundlage für die Biografie von Person und Werk geschaffen. Die anhaltend intensive internationale Auseinandersetzung mit dem Werk des bislang sicherlich bedeutendsten deutschen

46 Vgl. MWG III/7 und dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 658.

47 Vgl. MWG III/4 und III/5 sowie dazu Lenger, Zum Fortgang der Max-Weber-Edition (III), S. 650ff.

48 So früh und polemisch Florian Tenstedt, Junker, Bürger, Soziologen. Kritisch-historische Anmerkungen zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Max Webers, in: Soziologische Revue 9, 1986, S. 8–17.

49 MWG, Bd. II/11.

Sozialwissenschaftlers steht also auf einem ganz neuen Fundament, ohne dass es bisher den Anschein hätte, als ob die der MWG geschuldeten zahllosen neuen Einsichten in »Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie« eine Vereinheitlichung der Deutungen befördern würden.⁵⁰

Es scheint indessen nicht ausgeschlossen, dass das Interesse an dieser Zentralfigur sozialwissenschaftlichen Denkens im 20. Jahrhundert gerade in dem Moment abzunehmen beginnt, da die Voraussetzungen für eine intensive Auseinandersetzung mit seinem Werk dank der nun abgeschlossenen Gesamtausgabe günstiger denn je sind. Aber das »Licht der großen Kulturprobleme«, so könnte man Weber selbst zitieren, »ist weiter gezogen. Dann rüstet sich auch die Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln und aus der Höhe des Gedankens auf den Strom des Geschehens zu blicken.« (I/7, S. 234) Entfernt hat sich dieses Licht vor allem von Webers letztlich eurozentrischer Frageperspektive nach den Besonderheiten eines okzidentalen Rationalismus. Sie wird man, anders als Wolfgang Schluchter das mit Blick auf die oben zitierten Passagen aus der berühmten Vorbemerkung gemeint hat, nicht mit dem Verweis auf die notwendige Standortgebundenheit einer jeden Perspektive gegen Kritik immunisieren können. Dem Verständnis nichtwestlicher Entwicklungen ist es einfach wenig förderlich, immer nur zu fragen, welche Defizite diese im Vergleich zu Europa aufweisen, zumal die globalhistorische Forschung der letzten Jahrzehnte für immer mehr Bereiche Webers Annahme – »dies alles gab es nur im Okzident« – infrage gestellt hat (I/18, S. 103). Es bleibt indessen zu hoffen, dass ungeachtet aller Perspektivenverschiebungen viel von der analytischen Schärfe Webers auch der zukünftigen historisch orientierten Forschung zu Wirtschaft und Gesellschaft erhalten bleibt. Die hier abschließend vorgestellte Gesamtausgabe bietet hierfür eine uner-schöpfliche Fundgrube methodischer Lehrstücke.

50 Vgl. Gangolf Hübinger, Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie, Tübingen 2019.